

MARK GREANEY

THE
GRAY *UNDERCOVER*
IN SYRIEN
MAN


Aus dem Amerikanischen von Robert Schekulin

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Agent in Place*
erschien 2018 im Verlag Berkley Books.
Copyright © 2018 by Mark Strode Greaney

1. Auflage Mai 2024
Copyright © dieser Ausgabe 2024 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Titelbild: @difrats
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-132-5
eBook 978-3-98676-133-2

A black and white photograph of a man with dark, wavy hair and a serious expression, holding a handgun pointed towards the viewer. The image is heavily layered with a semi-transparent cityscape, likely New York City, featuring numerous skyscrapers and a bridge. The overall aesthetic is gritty and cinematic.

Für meine Leserinnen und Leser

Danksagung

Bedanken möchte ich mich bei Lieutenant Colonel Rip Rawlings (USMC), Amanda Schuler, Scott Swanson, Mike Cowan, Mystery Mike Bursaw, Jon Harvey, Jon Griffin, Joshua Hood, John Busby und Nick Ciubotariu; Dan Newberry und der Belegschaft von Bangsteel in Wytheville, Virginia; James Yeager, Jay Gibson und allen bei der Tactical Response in Camden, Tennessee; Chris Clarke, Devon Greaney, Devin Greaney, den Tulsa-Greaneys und Dorothy Greaney.

Dank auch an meinen Agenten Scott Miller und das Team von Trident Media, meinen Lektor Tom Colgan, Loren Jagers, Jin Yu, Grace House und das restliche Team von Penguin Random House. Und an Jon Cassir und das Team bei der CAA.

Erfahrung, diese brutalste Lehrmeisterin.
Doch so lernst du, weiß Gott, du lernst.

C. S. LEWIS

Vielleicht interessierst du dich nicht für den Krieg;
doch der Krieg interessiert sich für dich.

LEO TROTZKI

PROLOG

Mit der Regelmäßigkeit eines unbarmherzigen Uhrwerks wurden die Gefangenen erschossen, einer nach dem anderen. Zwei Dutzend Tote bereits, und der Vollstrecker kam gerade erst so richtig in Fahrt.

Das reihenweise Abschlachten ergab eine Szenerie des Grauens – es stank nach frischem Blut, und von den im braunen Seewasser dümpelnden Leichen wehte ein süßlicher Geruch her, wie auch von den ekelhaften, auf den sonnengebleichten Stegplanken verspritzten und allmählich gerinnenden Bröckchen Gehirnmasse.

Im Hintergrund dieses Massakers reflektierten helle Fels­hänge die heiße Mittagssonne, übersät mit aufblitzenden Glassplittern und verbogenen Metalltrümmern aus einer vor Monaten geschlagenen Schlacht mit vielen Toten und nur wenigen Überlebenden, die am Ende um ihr Leben gerannt waren und die zerstörte Landschaft den Siegern überlassen hatten.

In der nächsten Ortschaft flatterten nun die schwarzen ISIS-Banner über dem zentralen Markt­platz und auf den Dächern der beschädigten Häuser, desgleichen am Heck fast aller Pritschenwagen, die noch durch die kaputten Straßen kurvten – jedenfalls am Heck aller mit bärtigen jungen Männern überladenen Wagen, Männern in schäbiger Kämpferkluft, stolz bewaffnet, den Irrsinn ihres Todeswahns in den starren Augen.

Hier am Seeufer zog sich zwischen den felsigen Anhöhen und dem Wasser ein schmaler Grünstreifen dahin, salz- und hitzeresistentes bräunliches Gestrüpp. Von den 67 Gefangenen,

die vor 20 Minuten in orangeroten Overalls hierhergekartt worden waren, knieten jetzt noch 43 auf dem Boden, umzingelt von maskierten Kämpfern mit schussbereiten Gewehren.

Damit niemand einen ohnehin vergeblichen Fluchtversuch unternahm, hatte man ihnen die Hände vor dem Bauch mit groben Seilen gefesselt und diese wiederum alle an eine einzige lange Leine gebunden. Niemand würde entkommen. Bis zur türkischen Grenze waren es fast 100 Kilometer durch die Todeszone des syrischen Kriegsgebiets, wozu also überhaupt davonrennen?

Die Gefesselten harrten auf den Knien ihres Schicksals, ergeben, denn wenn Auflehnung zwecklos war, so die letztendliche Einsicht fast aller dieser Männer, dann widmete man seinen allerletzten Augenblick auf dieser schnöden Welt doch am besten dem stillen Gebet.

Am Gürtel des Scharfrichters prangten zwei Dolche. Aber bloß zur Zierde. Er tötete nicht mit einer scharfen Klinge, nein, als Instrument des Todes hielt der Mann mit der Kapuze am Ende des Bootsstegs eine Awtomat Kalaschnikowa, Modell 74U, in seinen Armen bereit.

Wie schon die letzten 20 Minuten immer wieder, zerrten zwei Wachen nun einen Knienden zum Vollstrecker mit der Kapuze, der dem Opfer kurzerhand die Mündung hinters rechte Ohr hielt und ohne ein Wort oder einen Moment des Innehaltens abdrückte.

Blut spritzte vom Kopf des Getöteten, sein Körper zuckte nach vorn und kippte mit dem durchschossenen Gesicht voraus ins Wasser. Wie alle anderen zuvor, platschte er auf die Oberfläche des Sees – und wie all jene, die noch hinter ihm auf ihren Tod warteten.

Und das ganze Massaker wurde als Video aufgezeichnet, für die Nachwelt.

Die sich verkürzende Reihe der Gefangenen blieb passiv, am Seeufer kniend, umringt von über einem Dutzend wachsamer Bewaffneter. Manche zuckten bei jedem Schuss zusammen, manche beim anschließenden Aufplatschen des Körpers, jedenfalls im Bewusstsein, ihre verunstaltete Leiche würde bald eine der nächsten sein. Und schon schritten wieder zwei bewaffnete ISIS-Kämpfer den 15 Meter langen Holzsteg entlang, traten aufs steinige Ufer und packten den nächsten Orangefarbenen an den Schultern. Zwei andere hatten ihm bereits die Handfesseln von der langen Leine geschnitten, sodass der Kniende nun auf die Füße gehoben werden konnte, zum Ende des Stegs geleitet und wenn nötig geschubst, falls er sich widerstrebend zeigte. Mit immer noch vor dem Bauch gefesselten Händen flüsterte der Todgeweihte ein arabisches Gebet, blickte auf die Holzplanken hinunter, nicht aufs Wasser daneben, nicht auf die Dutzende von Leichen, die am Stegende im See trieben ... auf seine toten Freunde und Kameraden.

Sein kurzer Marsch dauerte etwa 30 Sekunden, bis seine Sandalenfüße in die Blutlache am Ende des Holzstegs tappeten. Der Scharfrichter erwartete ihn mit der tief am Schulterriemen hängenden Kalaschnikow.

Er sprach kein Wort. Der Gefangene in Orange kniete nieder. Zeigte keinerlei Emotionen, schloss nur die Augen und betete weiter leise vor sich hin.

Seine beiden Begleiter traten einen Schritt zurück; auch ihre Stiefel und Hosen und sogar die Munitionsgurte auf ihrer Brust waren blutbespritzt, und die Läufe ihrer Waffen hielten sie auf den Kopf ihres Opfers gerichtet, direkt hinter jedes Ohr, doch sie feuerten nicht, sahen bloß zu, als der Kapuzenmann seine Kalaschnikow anhub, dann zum Kameramann am anderen Stegende blickte, ob der auch alles richtig ins Bild bekam, und schließlich dem jungen Mann kurzerhand in die rechte Schläfe schoss.

Der halbe Kopf wurde weggesprengt und drei Meter weit übers Wasser verstreut; der Körper verrenkte sich und kippte vornüber, Gesicht voraus, ins blutrote Seewasser, mit demselben Platschgeräusch wie die 24 Male zuvor.

Und schon machte das Eskortkommando kehrt, um den Nächsten aus der rasch schrumpfenden Gefangenenreihe zu holen.

Nur noch 42.

Irakis, Syrer und Türken würden hier in dieser Reihe am Ufer des Al-Azzam-Sees heute Vormittag noch ermordet werden. Die Zweiereskorte packte einen 28-Jährigen mit dreckverkrusteten Afrolocken, einem blauen Auge und blutverschmiertem Gesicht an den Schultern, zertrännte ihn hoch und mit sich auf den kurzen Weg zu seiner Hinrichtung.

Der Nächste in der nun 41-köpfigen Reihe gefesselter Kniender in orangefarbenen Overalls sah eigentlich wie alle anderen aus. Das verfilzte dunkle Haar voller winziger Dreck- und Glasstückchen hing ihm bis in die Augen. Den Kopf in flehender Haltung gesenkt, den Blick vom Horror-szenario vor sich abgewandt. Blutflecken im bärtigen Gesicht, von den Prügeln in der improvisierten Gefängniszelle letzte Nacht, dazu eine geschwollene Nase. Sein Kiefer war verschrammt und angeknackst, er konnte den Mund nicht mehr ganz öffnen. Obendrein klaffte ein böser Schnitt über seinem rechten Ohr und ein blutiger Riss über seinem linken Auge.

Immerhin ging es ihm damit kaum schlechter als den restlichen noch lebenden Gefangenen.

Was ihn von ihnen unterschied, war nur eine Kleinigkeit, die den anderen nicht zum Trost gereichte. Er würde als Erster sterben, und sie erst nach ihm.

Der Gefangene zur Linken des Mannes mit dem zerschundenen Gesicht hob den Kopf, entgegen den Anweisungen seiner Bewacher, und ließ seinen Blick über das Grauen

ringsum schweifen. Er war Syrer, hieß Abdul Basset Rahal und gehörte der Rebellenarmee an, der Freien Syrischen Armee. Gemeinsam mit dem Gesichtsverletzten, dem Nächsten in der Todesreihe, war er am vorigen späten Nachmittag in Gefangenschaft geraten. Obwohl ein tapferer 24-Jähriger, hatte ihn nun doch Furcht überkommen, was nur allzu menschlich war. Immerhin lag ein gewisser Trost darin, dass er einen Märtyrertod sterben würde, genau wie alle anderen hier – außer dem Mann zu seiner Rechten. Dieser schwer Geschlagene, hier nun Schulter an Schulter mit ihm, tat ihm leid, hatte er doch immens viel getan, nur um ihm zu helfen. Wie ein Löwe hatte er gekämpft, heldenhaft für ihre gerechte Sache, doch als Märtyrer würde er nicht sterben.

Denn dieser Mann war kein Moslem.

Abdul Basset Rahal war ihm vorgestern zum allerersten Mal begegnet, dennoch betrachtete er diesen Amerikaner als Kampfgenossen, als Gleichgesinnten und, ja, sogar als Freund.

Dem Syrer war es ein Trost, dass er seine letzten Atemzüge mit diesem großen Kämpfer teilen würde und dass es den ISIS-Männern entgangen war, dass er Westler war. Denn sonst hätten sie gewiss für die Kamera eine größere Show aus seiner Exekution gemacht. Hätten ihn auf irgendeine weit-entsetzlichere Weise hingerichtet als mit einem simplen Gewehrschuss in die Schläfe.

Zu seinem Glück würde der Amerikaner bloß eine Kugel in den Kopf bekommen, aus und vorbei.

Rahal blickte hinab auf den salzigen Uferboden zwischen seinen Knien. Die beiden Geleitwachen kehrten zurück.

Der Amerikaner wurde von den Übrigen getrennt; Stiefelsohlen scharrtten über den steinigen Boden, und er wurde an beiden Schultern gepackt, auf die Füße gezerrt und davongeschubst, am Wasserrand entlang, zum Bootssteg hin.

Rahal rief ihm hinterher, wohlweislich auf Arabisch, denn obwohl er fließend Englisch sprach, wollte er die ISIS-Bestien keinesfalls auf die wahre Identität des Amerikaners hinweisen.

»*Habibi!*« *Freund!* »Ich schwöre, es ist mir eine große Ehre, an deiner Seite zu sterben.«

Diese Worte brachten ihm einen Gewehrstoß gegen den Hinterkopf ein, der ihn vorwärts aufs Gesicht warf, wodurch er die nächsten Gefangenen an der Fesselleine mit sich nach unten riss.

Aber entweder hatte der Amerikaner ihn nicht gehört oder nicht verstanden, vielleicht war auch schlicht sein Kiefer zu arg geschwollen, jedenfalls antwortete er nicht.

Barfuß schlurfte Court Gentry über den Holzsteg. Das raue Handfesselseil vor seinem Bauch rieb ihm die Haut auf. Die beiden Geleitwachen stießen ihm die Gewehrläufe ihrer Kalaschnikows in die Nieren, und er konnte die Blicke der 14 anderen Bewaffneten in seinem Rücken spüren. Als sie ihren Trucks entstiegen waren, hatte er die ISIS-Kämpfer gezählt, und noch einmal, als er zusammen mit allen anderen hierher zum Ufer gebracht worden war.

Schritt für Schritt passierte er den unbewaffneten Kameramann, sah nun auf und spähte zum entfernten, blutgetränkten Ende des Bootsstegs hin. Der Kapuzenmann mit der Klappschaft-AK und den Dolchen im Gürtel winkte ihn gelangweilt mit seinem Gewehrlauf herbei; ein dicker Mann, dem Gentry trotzdem ansah, dass er seinen Brustkorb aufplusterte, zweifellos um vor der Kamera und allen anwesenden Augenzeugen, ob Freund oder Feind, imposanter dazustehen.

Der amerikanische Gefangene trottete vorwärts, auf sein Schicksal am Ende des Bootsstegs zu.

Kurz war sein Weg, so als ob das Schicksal es eilig mit ihm hätte.

Einen Schritt am Vollstrecker vorbei wurde Gentry auf die Knie gezwungen. Er rutschte in der schleimigen Sauerei auf den Holzplanken aus, fing sich jedoch gleich wieder. Den Kopf gebeugt, starrte er den knappen Meter hinab bis zur Wasseroberfläche mit den blutroten Schlieren im Schlamm-braun. Die Leiche des vorigen Opfers war bereits ein paar Meter weit abgetrieben, bei seinem eigenen Sturz in den See würde der Amerikaner also nicht direkt auf sie fallen, obwohl das im Grunde egal war.

Seine beiden Geleitwächter traten einen halben Schritt zurück, hielten ihre Gewehrläufe immer noch auf seinen Kopf gerichtet, und Court hörte den Gewehrriemen des Todes-schützen schaben, als dieser seine Waffe hob und damit auf eine Stelle hinter Courts rechtem Ohr zielte.

Es war so weit.

Courtland Gentry reckte den Kopf empor, schob das Kinn vor und stählte seinen Blick.

»Na, dann los«, flüsterte er.

Abdul Basset Rahal, der junge Syrer, der als Nächster an der Reihe war, schaute der Hinrichtung des amerikanischen Kriegers nicht zu. Sondern schloss die Augen und wartete auf den Schussknall. Als dieser ertönte, schien er ihm lauter als alle vorherigen, da er so konzentriert auf ihn horchte, und der war noch kaum verhallt, als schon der Aufschlag aufs Wasser folgte.

Der Al-Azzam-See nahm seine jüngste Opfergabe auf, und der Syrer wusste genau, nun war die Zeit für ihn selbst gekommen, für seinen Gang zum Blutende dieses Holzstegs.

1

EINE WOCHE VORHER

Le Cimetière du Père-Lachaise ist der weltweit meistbesuchte Friedhof, doch an diesem verregneten, grauen, kühlen Morgen unter der Woche lag er weitgehend verlassen da. Ein älteres Ehepaar fütterte die Tauben auf dem Kopfsteinpflaster; ein Dutzend junger Leute stand ehrfürchtig an Jim Morrisons eingezäuntem, schlichtem Grab; ein Grüppchen deutscher Hipster hatte es sich zwischen den Gräbern um Oscar Wildes Ruhestätte gemütlich gemacht und ein einzelner Mann fotografierte die Statue der Euterpe, der Muse der Musik, die über dem Mausoleum des Komponisten Frédéric Chopin Tränen vergoss.

Auf dem hügeligen Gelände mochten sich vielleicht 75 Besucher aufhalten, doch der Friedhof erstreckte sich über 40 Hektar Fläche, sodass es ein Leichtes war, hier im Labyrinth der Grabsteine, Krypten und alten Eichen zwischen den Kopfsteinpflasterwegen ein stilles Plätzchen zu finden.

Genau dies hatte ein Mann getan. Einige Reihen oberhalb von Molières Grab saß ein 55-Jähriger mit dunklem Hautton und schütterem grauen Haar einsam auf einem Bänkchen, das man höchstens rein zufällig entdeckte, wenn man es nicht kannte. Er hieß Dr. Tarek Halabi und unterschied sich auf den ersten Blick kaum von gewöhnlichen Pariser Bürgern nahöstlicher Abstammung; Modebewusste hätten vielleicht bemerkt, dass sein Regenmantel von Kiton über 2000 Euro gekostet haben musste und er demzufolge sicher über beträchtliche Mittel verfügte.

Während er so still dasaß, zückte er seine Briefftasche und betrachtete ein kleines Foto, das er darin aufbewahrte. Es zeigte ein junges Paar, Mann und Frau, das beisammenstand und mit ebenso intelligenten wie hoffnungsvollen Blicken in die Kamera lächelte – die beiden blickten überaus zuversichtlich in ihre Zukunft.

20 Sekunden lang starrte Halabi auf das Foto, bis erste Regentropfen darauffielen, unter denen das Bild verschwamm und die lächelnden Gesichter undeutlich wurden.

Mit dem Daumen wischte er es trocken, steckte die Briefftasche wieder in seinen Mantel und schaute zum Himmel auf. Er griff nach seinem Regenschirm und wollte ihn gerade aufklappen, als das Telefon, das er neben sich auf das Bänkchen gelegt hatte, anfang, zu vibrieren und zu leuchten.

Er ignorierte den einsetzenden Regen, stellte den Regenschirm wieder hin und las die Textnachricht.

Krematorium. Allein. Ohne Ihre Gorillas.

Der Mann im Regenmantel setzte sich aufrechter und blickte nervös umher. Niemand zu sehen, bloß Gräber und Grabsteine, Bäume und Vögel.

Kalter Schweiß rann ihm ins Genick.

Er erhob sich und simste zurück, bevor er sich auf den Weg machte.

Ich bin allein.

Prompt erschien eine neue Nachricht, und der Mann im Regenmantel spürte, wie sein Herz klopfte.

2 Männer am Eingang mit Waffen unterm Mantel. 2 weitere 50 Meter östlich von Ihnen. Entweder die – oder ich.

Dr. Halabi starrte kurz aufs Display und tippte dann mit zitternden Fingern seine Antwort.

In Ordnung.

Er wählte eine Nummer, hielt das Telefon ans Ohr und sprach auf Französisch. »Er sieht euch. Und er trifft mich nur

ohne euch. Geht alle zusammen einen Kaffee trinken, bis ich mich wieder melde.« Kurze Pause. »Alles gut.«

Er beendete das Gespräch, steckte das Telefon in seinen Regenmantel und machte sich auf den Weg hügelaufwärts zum Krematorium.

Fünf Minuten später ging Dr. Halabi mit aufgeklapptem Regenschirm überm Kopf durch den stetigen Regen. Das riesige Krematorium des Père-Lachaise lag noch 60 Meter weiter oben am Hang, und Halabi suchte sich einen Weg auf den schmalen Pfaden zwischen den hohen Mausoleen überall. Während er voranschritt, heftete sich sein Blick auf einen anderen Mann, der ebenfalls einen Regenschirm trug. Er kam um eine Ecke des mächtigen Krematoriums herum und ging über einen Parkplatz zwischen Halabi und dem Gebäude. Aber statt weiter auf Halabi zuzukommen, wie dieser erwartet hatte, setzte er sich überraschenderweise in einen kleinen Werkzeugwagen und fuhr in westlicher Richtung davon.

Zu seiner doppelten Überraschung vernahm Halabi nun eine Stimme hinter sich, keine drei Meter entfernt aus einer Nische zwischen zwei Krypten.

»Bleiben Sie stehen. Nicht umdrehen.« Der Mann sprach Englisch, leise, kaum lauter als das Prasseln des Regens auf Halabis Schirm.

»Wie Sie meinen«, antwortete der Doktor, blieb stehen und versuchte, das Zittern seiner Hände zu unterdrücken. Von drei Seiten war er teilweise durch die Marmorwände der Krypten abgeschirmt, und vor ihm ragten Reihe um Reihe hüfthohe Grabsteine aus dem nassen Gras.

Hinter ihm sagte die Stimme: »Haben Sie's dabei?«

Halabi war Syrer, lebte in Frankreich, sprach aber auch gut Englisch. »Wie vereinbart. In meiner vorderen Hosentasche. Soll ich es rausholen?«

»Na ja ... *Ich* werde Ihnen sicher nicht in die Hose greifen.«

»Ja.« Tarek Halabi langte vorsichtig in seine Hosentasche und zog eine blaue Plakette hervor, in einer Plastikummantelung und mit einer Umhängekordel daran. Und einen zusammengefalteten Zettel mit einer Adresse. Beides reichte er über die Schulter nach hinten. »Die Plakette wird Ihnen Zutritt verschaffen. VIP-Zugang zur Veranstaltung. Ein Foto ist nicht drauf, wie Sie wissen; dafür müssen Sie selber sorgen.«

Der Mann hinter ihm nahm ihm die Plakette und den Zettel ab. »Irgendwas Neues zu berichten?«

Jetzt nahm Halabi einen amerikanischen Akzent wahr, was ihm bestätigte, dass es sich tatsächlich um jenen Mann handelte, der ihm so wärmstens empfohlen worden war. Er wusste kaum etwas über ihn, er kannte lediglich dessen Ruf: Anscheinend war er so etwas wie eine lebende Legende in der Welt der Geheimagenten und verdeckten Operationen, also musste man von ihm natürlich erwarten, dass er sich gründlichst vorbereitete und exakte Anforderungen stellte.

Halabi erwiderte: »Alles ist so, wie wir Ihnen gestern gesagt haben.«

»Sicherheitsteam um die Zielperson?«

»Wie schon gesagt, fünf Männer.«

»Und die gegnerischen Angreifer?«

»Wie gesagt. Nicht mehr als vier Gegner. Allerhöchstens fünf.«

»Fünf sind mehr als vier.«

Halabi schluckte. »Ja ... nun ... Mir wurde mitgeteilt, vier Angreifer, *wahrscheinlich*, die Quelle ist sich also nicht ganz sicher. Aber das ist kein Problem, denn der Angriff wird erst morgen erfolgen, und Sie werden heute Abend zuschlagen. Das *werden* Sie doch, oder?«

Der Spezialagent ging nicht darauf ein. »Und die Zielperson? Will Frankreich nach wie vor morgen verlassen?«

»Dabei bleibt es. Abflug um ein Uhr mittags. Ich wiederhole, heute Abend ist die letzte Gelegenheit ...«

»Die Adresse auf dem Zettel. Ist das der SP?«

»Der ... Der was?«

»Der Sammelpunkt.«

»Tut mir leid. Ich verstehe Sie nicht.«

Halabi vermeinte, ein leises frustriertes Seufzen hinter sich zu hören. Dann: »Ist das der Ort, wo ich hinkommen soll, wenn alles erledigt ist?«

»Ach so ... Ja. Das ist die Adresse von unserem Safe House hier in Paris.«

Es entstand eine längere Pause. Auf einem Grabstein wenige Meter vor dem Mann mit dem Regenschirm ließ sich eine Krähe nieder.

Der Regen wurde stärker.

Schließlich meldete sich der amerikanische Spezialagent wieder zu Wort, nun anscheinend etwas zögerlicher. »Der Mann, mit dem ich telefoniert habe. Der war Franzose. Sie sind kein Franzose.«

»Der, mit dem Sie gesprochen haben, der Sie über die Vermittlung in Monte Carlo engagiert hat ... der arbeitet für mich.«

Halabi hörte leichte Schritte auf nassem Boden, dann zeigte der Amerikaner am Regenschirm vorbei sein Gesicht. Er war über 30, etwas kleiner als Halabi mit seinen 1,80 Metern, trug einen dunklen Bart und einen schlichten schwarzen Regenschirm. Die Kapuze hing ihm tief ins Gesicht, und Regenwasser tropfte davon hinab.

»Sie sind Dr. Tarek Halabi, stimmt's?«

Halabi schlug das Herz bis zum Hals, als er diesen gefährlichen Mann so seinen Namen aussprechen hörte. »*Oui*, das stimmt.« Er wechselte die Schirmhand und streckte ihm seine Rechte hin.

Der Spezialagent machte keine Anstalten einzuschlagen. »Sie sind der Vorsitzende der Union Freies Syrien im Exil.«

»Co-Vorsitzender, genauer gesagt. Ich teile den Vorsitz mit meiner Frau.«

»Sie versorgen die Widerstandskämpfer und die Zivilbevölkerung in Syrien mit medizinischen Instrumenten, Arzneimitteln, Nahrungsmitteln, Wasser und Decken.«

»Nun ja ... Ursprünglich ja. Nothilfe war anfangs unsere einzige Mission. Inzwischen opponieren wir direkter und offener gegen Ahmed Al-Azzams Regime.« Halabi lächelte nervös. »Sie sehen ja, dass wir Sie nicht engagieren, um warme Decken zu transportieren.«

Der Amerikaner beäugte ihn weiterhin kritisch, zu Halabis Unbehagen. »Nur eine Frage noch.«

»Ja, natürlich.«

»Wieso zum Teufel *leben* Sie immer noch?«

Unaufhörlich prasselte der Regen auf den Regenschirm und die Marmorgrüfte ringsum. »Ich ... Ich verstehe nicht ganz«, erwiderte Halabi.

»Ein ganzer Haufen Leute möchte Sie am liebsten tot sehen. Die syrische Regierung, der Islamische Staat, die Russen, die Hisbollah, der Iran. Und trotzdem treffen Sie sich heute Vormittag persönlich mit einem Mann, den Sie gar nicht kennen. Und zwar ganz allein.«

Halabi antwortete defensiv: »Sie haben mir doch gesagt, ich soll meine Leute abziehen.«

»Wenn ich Ihnen sage, Sie sollen sich in den Kopf schießen, tun Sie das dann?«

Halabi rang um ruhigen Atem, und mit aller ihm zu Gebot stehenden Entschiedenheit verkündete er: »Ich habe keine Angst.« In Wahrheit durchdrang ihn schreckliche Furcht, die er aber so gut wie möglich verbarg. »Ich habe erfahren, dass

Sie der Beste überhaupt sind. Warum in aller Welt sollte ich mich also fürchten?»

»Weil Sie bestimmt erfahren haben, dass ich der Beste im Töten bin.«

Kurz wurde Halabi bleich, fasste sich jedoch schnell wieder. »Ja, nun ... Wir stehen doch auf derselben Seite, oder?»

»Ich lasse mich für einen Job bezahlen. Das bedeutet nicht, auf einer Seite zu stehen, oder?»

Der ältere Mann lächelte gezwungen. »Tja, dann muss ich vermutlich hoffen, dass die Gegenseite Ihnen nicht *mehr* dafür geboten hat, mich zu eliminieren.« Der Amerikaner erwiderte sein Lächeln nicht, also fuhr er fort: »Es war wichtig, Sie zu treffen. Ich wollte Ihnen klarmachen, wie entscheidend der heutige Abend für unsere Bewegung ist.«

Der Amerikaner schien sich die Sache zu überlegen, so als könnte er gleich die Plakette in den Dreck werfen, sich umdrehen und die ganze Angelegenheit sausen lassen. Stattdessen sagte er: »Vertrauen wird Sie das Leben kosten.«

Obwohl verängstigt, wurde Halabi bewusst, dass er gerade einer Prüfung unterzogen wurde und dass es jetzt darauf ankam, den Respekt seines Gegenübers zu erringen. Er straffte die Schultern und reckte das Kinn. »Nun, Monsieur, wenn Sie hier sind, um mich zu töten, dann machen Sie schon, aber wenn nicht, dann beenden wir dieses Treffen, denn wir haben beide noch viel zu tun heute.«

Der Mann unter der Regenmantelkapuze schnaubte. Er blieb ruhig, ließ seinen Blick kurz über den Friedhof schweifen und nahm dann wieder Augenkontakt mit dem Doktor auf. »Ich befürworte, was Sie tun. Ich habe diesen Job angenommen, weil ich Ihnen helfen will.«

Halabi entfuhr ein Stoßseufzer der Erleichterung.

»Und genau deshalb ärgert es mich, erkennen zu müssen, dass Sie so ein Amateur sind. Sie werden ins Gras beißen,

längst bevor Ihre Exil-Union Freies Syrien auch nur irgendwas erreicht hat. Kerlchen wie Sie leben nicht lange als Revolutionsführer, außer sie gewöhnen sich verdammt rigoreuse Sicherheitsmaßnahmen an, für sich selbst und ihr ganzes Unternehmen.«

Noch nie war Halabi von irgendjemandem »Kerlchen« genannt worden; allerdings war er auch noch kaum jemals, abgesehen von gelegentlichen Chirurgenkongressen, irgendwelchen Amerikanern begegnet. »Mir ist durchaus bewusst«, antwortete er, »in welcher Gefahr ich schwebe. Sie zu engagieren, so wurde mir geraten, sei die richtige Entscheidung. Ich hoffe, sie wird sich wirklich als richtig erweisen. Mit Ihrem Einsatz können wir vielleicht dem syrischen Regime einen schweren Schlag versetzen und diesen grausamen Krieg schneller beenden. Nichts, was Sie für unsere Sache tun könnten, wäre von größerer Bedeutung als Ihre Aktion heute Abend hier in Paris.« Er hob eine Augenbraue. »Außer ich könnte Sie dazu überreden, persönlich nach Syrien zu gehen und ein Attentat auf Präsident Azzam zu verüben.«

Ein Scherz, ohne Frage, doch der Spezialagent verzog keine Miene. »Ich habe gesagt, ich sympathisiere mit Ihnen. Nicht dass ich Selbstmord begehen will. Glauben Sie mir, in diese Scheißhölle kriegen mich keine zehn Pferde.«

»Diese Scheißhölle ... ist meine Heimat.«

»Ja ... aber nicht meine.«

Einen Augenblick lang lauschten sie beide dem Regen. Dann sagte Halabi: »*Bitte*, Monsieur, verhelfen Sie uns zum Erfolg. Heute Abend, *hier*.«

Nach einer weiteren kurzen Gesprächspause sagte der Amerikaner im Kapuzenmantel: »Ziehen Sie sämtliche Beobachter von der Zielperson ab. Ich übernehme. Und passen Sie auf sich auf. Wenn man Sie nicht schon ins Visier genommen hat, dann wird sich das wahrscheinlich nach heute Abend ändern.« Er

wandte sich ab und begann, in westlicher Richtung zwischen den Grabsteinen davonzugehen.

Halabi rief ihm nach, brachte ihn damit nach wenigen Schritten zum Innehalten: »Sie fragten mich, warum ich immer noch lebe.«

Der Amerikaner drehte sich nicht zu ihm um, blieb nur stehen, das Gesicht abgewandt.

»Meine Frau hat sich oft Gedanken darüber gemacht. Und kam zu dem Schluss, die Besten und Tapfersten unseres Volkes haben im ersten Jahr des Konflikts ihr Leben gelassen. Eine ganze Generation von Helden. Und nun ... diejenigen von uns, die nach sieben Jahren der Kämpfe immer noch da sind ... wir sind die, die zu viel Angst hatten, sich in der Anfangszeit mit hineinziehen zu lassen.

Meine Frau ist der Überzeugung, die Widerstandsführung von heute hat nicht deshalb das Sagen, weil wir die stärksten, die mutigsten, die fähigsten Leute wären. Wir sind nur deshalb am Ruder und noch am Leben, weil außer uns niemand mehr übrig ist.«

Der Spezialagent setzte sich wieder in Bewegung, um zwischen den Grabsteinen zu verschwinden, und übertönte mit seinen Worten den Regen: »Nichts für ungut, lieber Doktor, aber an dem, was Ihre Frau sagt, könnte was dran sein.«

Tarek Halabi wurde plötzlich bewusst, dass er sich das Gesicht des Mannes gar nicht genau angesehen hatte und dass er schon jetzt, eine halbe Minute nach ihrem Gespräch unter vier Augen, nicht wusste, ob er ihn bei einer neuerlichen Begegnung wiedererkennen würde.

Und schon war der Amerikaner im Regen und zwischen all den Toten verschwunden.

Mark Greaney bei FESTA:

THE GRAY MAN – Unter Killern
THE GRAY MAN – Unter Beschuss
THE GRAY MAN – Tod eines Freundes
THE GRAY MAN – Deckname Dead Eye
THE GRAY MAN – Operation Back Blast
THE GRAY MAN – Tödliche Jagd
THE GRAY MAN – Undercover in Syrien

Infos, Leseproben & eBooks:
www.Festa-Verlag.de